

Anbaugeländen und den US-amerikanischen KonsumentInnen geworden. Mittlerweile ist mit illegalen Finanztransaktionen ein zweiter Bereich der Schattenwirtschaft hinzugekommen (Kapitel 20). Zudem ist Panama Stadt ein Hub für Wohlhabende aus ganz Lateinamerika, die ihr Vermögen dort in Luxusimmobilien investieren, um es daheim nicht versteuern zu müssen. Der Kanal – weiterhin Haupteinnahmequelle des Landes – steht vor der Herausforderung, dass sein Wasserstand aufgrund des Klimawandels sinkt (Kapitel 22).

Schmidt-Häuer hat ein informatives und spannendes Buch vorgelegt. Durch seinen lebendigen und leicht lesbaren Schreibstil unterscheidet sich *Tatort Panama* von der Vielzahl historischer Monografien zum Thema. Allerdings kann man einen besseren Umgang mit zitierter Literatur erwarten. Der Autor verweist mal auf Standardwerke von HistorikerInnen, mal auf Wikipedia-Seiten. Auf einige der zahlreichen Abbildungen – Fotos wichtiger Persönlichkeiten beispielsweise – hätte genauso verzichtet werden können wie auf teils langatmige inhaltliche Abschweifungen. Die vorkoloniale Geschichte Panamas kommt nur in Randbemerkungen vor, was die äußerst problematische Tendenz europäischer Geschichtsschreibung widerspiegelt, alles vor der „Entdeckung“ der Länder des Globalen Südens zu ignorieren.

Trotzdem ist *Tatort Panama* ein lesenswertes Buch. Es wirkt dem Missverständnis, Globalisierung sei ein Phänomen der letzten Jahrzehnte, entgegen und zeigt, wie sehr die Geschichte des Globalen Südens Ergebnis der Interessen des Globalen Nordens ist. Gleichzeitig arbeitet Schmidt-Häuer heraus, dass über mehrere Jahrhunderte hinweg eine zahlenmäßig kleine Elite in Panama stets beträchtlichen Nutzen aus der für das Land als Ganzes unvorteilhaften Einbettung in Weltpolitik und Weltwirtschaft gezogen hat – egal ob als DrogenhändlerInnen, HelferInnen bei Steuerflucht oder Günstlingen externer Mächte.

Sören Scholvin

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i3.17>

**Hanns Wienold: *Indien heute. Die Armut bleibt unbesiegt.*
Münster: Westfälisches Dampfboot 2019, 268 Seiten**

Die zentrale These des Buches steht schon im Untertitel: „Die Armut bleibt unbesiegt“. Um sie zu begründen, muss sich der Autor zuallererst durch das schwierige und gerade in Indien vielfältig beackerte Feld der Armutsmessung durcharbeiten. Eine Besonderheit der indischen Diskussionen hierzu sieht er darin, dass sämtliche Ansätze von „einer absoluten Untergrenze des Lebensnotwendigen in Form eines notwendigen Kalorienbedarfs“ ausgehen, „der 1979 bei 2.400 Kalorien pro Kopf für die Landbevölkerung und 2.100 Kalorien für die städtische Bevölkerung festgelegt wurde“ (22). Von diesem gemeinsamen Ausgangspunkt aus kommen die unterschiedlichen Autoren allerdings zu unterschiedlichsten Bestimmungen des Anteils der Armen an der indischen Gesamtbevölkerung – sie reichen von 22 %, über rund 30 % bis zu nahezu 80 %. Wienold schließt sich der Definition einer *National Commission for Enterprises in the Unorganised Sector* an, die eine Unterteilung der Armutsbevölkerung in vier Gruppen vorschlägt: *extreme poor*, die nur 75 % der Ausgaben für das Lebensnotwendige aufbringen können,

poor (75-100 %), *marginal poor* (100-125 %) und *vulnerable* (125-200 %). Wenn man sie alle zusammennimmt, kommt man auf 82 % Armutsbevölkerung für 1994/95 und auf 77 % für 2004/05. Für die drei ärmeren Gruppen summiert sich ihr Anteil immer noch auf rund 40 %. Auf dem *Global Hunger Index* liegt Indien damit 2017 auf Platz 100 von 119 Rängen – und dies alles in der siebtgrößten Volkswirtschaft der Erde, deren Wachstumsraten zwischen 2000 und 2010 zwischen jährlich 5 und 8 % lagen. Was ich mir in diesem Kapitel zusätzlich gewünscht hätte, ist eine leserfreundlichere Bearbeitung der vielen Zahlenangaben. Wenn ich etwa auf S. 25 lese, dass die von Wienold zugrunde gelegte Armutsdefinition mit den vier Untergruppen in etwa der von der Weltbank als Armutslinie verfochtenen Kaufkraft von 2 US\$ pro Kopf und Tag entspricht, auf S. 22f aber erfahre, dass eine andere Studie unter Zugrundelegung von 2,14 bis 3,10 US\$ pro Kopf und Tag auf eine Armutsbevölkerung von insgesamt nur zwischen 26 % und 31 % der Gesamtbevölkerung kommt, dann hätte ich für diese enorme Diskrepanz doch dringend eine Erklärung erwartet.

In den folgenden Kapiteln geht es zunächst um die nähere Charakterisierung der Armutsbevölkerung. Sie ist heterogen und hochdifferenziert und „anders als Vorstellungen von einem ‚Heer der Armen‘ nahelegen, in sich bewegt, sie zirkuliert zwischen den entferntesten Dörfern und den sich ausbreitenden Megastädten, zwischen den umkämpften Wäldern der *Tribal Areas* und den Sonderindustrialzonen mit Fabrikhallen und Arbeitersiedlungen“ (79). Ein entscheidender Grund dafür ist, dass die Landwirtschaft nur für einen Bruchteil der ländlichen Bevölkerung ausreichende Beschäftigungsmöglichkeiten, Einkommen und Erträge liefern kann. In einer eigenen Feldstudie in Changar, Himachal Pradesh, errechnete Wienold, dass ein durchschnittlicher bäuerlicher Haushalt mit fünf Mitgliedern und der dem Durchschnitt entsprechenden Besitzfläche von 0,6 ha (!) aus der Landwirtschaft alleine in einem Jahr nur einen Reinertrag von 2.350 Rs. erwirtschaftete, aus außerlandwirtschaftlichen Tätigkeiten (lokale Lohnarbeit, Handwerk, Überweisungen von MigrantInnen, Pensionen) aber 17.250 Rs. – was zusammengenommen jedoch für die Ausgaben nicht ausreichte und zu einer Verschuldung von 4.000 Rs. führte (66; für Indien insgesamt ergeben sich sehr ähnliche Zahlen: 117). In 55 % der untersuchten Haushalte war zum Untersuchungszeitpunkt wenigstens ein erwachsener Mann migriert, im Durchschnitt schon länger als neun Jahre.

Für ganz Indien wird der Anteil der inländischen ArbeitsmigrantInnen an der Arbeitsbevölkerung auf zwischen 17 und 29 % geschätzt, also zwischen 85 und 145 Millionen (80). Die große Mehrzahl von ihnen findet nur im insgesamt 152 Millionen Erwerbstätige (MigrantInnen und Nicht-MigrantInnen) umfassenden „unorganisierten Sektor“ der KleinproduzentInnen Beschäftigung, etwa zwei Drittel davon als sogenannte Selbständige, ein Drittel als Lohnabhängige (109). Aber selbst von den 19 Millionen im industriellen Kernsektor Beschäftigten hat weniger als ein Drittel reguläre Arbeitsverträge und damit auch keinen Kündigungsschutz, keinen Anspruch auf Sozialleistungen und einen Durchschnittslohn von nur 65 % des Lohnes regulärer ArbeiterInnen. Die zu diesem Drittel gehörenden Arbeitskräfte rekrutieren sich größtenteils aus von „Kontraktoren“ angeworbenen MigrantInnen. Von besonderem Interesse ist, dass auch internationale Konzerne insbesondere in

der Automobilindustrie (Indien gehört zu den 5 größten Autoproduzenten der Welt) in großem Umfang auf solche Kontraktarbeiter ohne reguläre Arbeitsverträge setzen (100). Prekär ist für diese „nicht nur der Arbeitsplatz und die Sicherheit am Arbeitsplatz, sondern auch der Aufenthaltsort, an dem sie leben und sich erholen können“ (110). Um Zentren der Industrieproduktion herum entstehen riesige „industrielle Kolonien“, slumartige Agglomerationen mit Wohnplätzen für ArbeiterInnen, aber auch Werkstätten von Kleinstunternehmen, die z.T. sogar als Zulieferer für die Industrie fungieren.

Weitere Schwerpunkte des Bandes sind die Sozial- und Wohlfahrtspolitik der indischen Regierung und die Situation der Dalit und Adivasi. Der Armutsbekämpfung widmet sich eine ganze Reihe von Regierungsprogrammen. Ausführlicher behandelt der Band den *Mahatma Gandhi National Rural Employment Guarantee Act* (MGNREGA), das „Flaggschiff des indischen Wohlfahrtsstaats“, das „als weltweit umfangreichstes Programm für öffentliche Arbeiten gilt“ (129) und – in einem Gastbeitrag von Christa Wichterich – das *Integrated Child Development Scheme* (ICDS). MGNREGA sollte jedem ländlichen Haushalt das Recht auf bis zu hundert vom lokalen Staat bezahlte Arbeitstage pro Jahr garantieren, anfangs gekoppelt an die Mindestlohnregelungen. Davon profitierten etwa 25 % der ländlichen Haushalte. Von diesen wurden nur unwesentlich mehr Haushalte, die unterhalb der Armutslinie leben, gefördert als solche, die darüber liegen. Den bessergestellten wurden durchschnittlich 40 Tage pro Jahr gewährt, den schlechtergestellten 33,7 (133). Die 100-Tage-Quote wurde nirgendwo auch nur annähernd erreicht. Der größte Erfolg des Programms ist die hohe Beteiligung von Frauen; bundesweit 54 %, in einzelnen Staaten bis zu 80 %.

Die zentralen Akteurinnen von ICDS sind „freiwillige“ Sozialarbeiterinnen ..., die die Arbeiten, die sie im Haushalt ohnehin machen, in die Community ausdehnen sollen.... Ehrenamtlichkeit ist die tragende Säule. ... Keine der 65 Millionen Sozialarbeiterinnen erhält den Mindestlohn, ist per Vertrag bei der Regierung beschäftigt und entsprechend sozial abgesichert“ (171). Trotzdem ist der Job insbesondere für Witwen und alleinstehende Frauen eine begehrte Einnahmequelle. Wer ihn wählt, macht sich aber leicht angreifbar, wird für alles, was nicht funktioniert, verantwortlich gemacht und oft mit Korruptionsvorwürfen konfrontiert.

Im Fall der früher meist als „Unberührbare“ bezeichneten Dalit, etwa 17 % der indischen Bevölkerung, geht es der Hindu-Majorität in Wienolds Sicht „vor allem darum, sie auf den untersten Stufen der sozialen Leiter festzuhalten und sie weiter verachtete Tätigkeiten ausüben zu lassen wie die des Abhäutens und der Entsorgung von Tierkadavern, die des Umgangs mit Leder, die Reinigung von Latrinen und ... die Übernahme von Diensten für die höheren Kasten in den Dörfern“ (140). Mehr als 80 % von ihnen gelten als arm. Von der Landwirtschaft leben können sie als größtenteils Landlose am allerwenigsten, weshalb sie einen Großteil der ArbeitsmigrantInnen stellen. Industrielle Arbeitsplätze für sie sehen häufig so aus wie in einer „Knochenfabrik“ in Tamil Nadu (vgl. 145 f), die aus Tierknochen Gelatine für die internationale Chemieindustrie herstellt. Dort sortieren sie die Knochen, waschen sie mit Chemikalien, verladen sie in Säcke, säubern die Tanks, in denen sie gewaschen wurden etc. Nicht selten werden Dalit Opfer von Gewalttaten militanter

„Kuhshützer“ aus den oberen Hindukasten, die sie immer wieder verdächtigen, Kühe zu schlachten und Kuhfleisch zu essen oder zu exportieren. Eine Reihe von Lynchmorden aus diesem Grund erregte indienweit Aufsehen (190f).

Die Adivasi, früher meist „tribals“ genannt, machen ca. 9 % der indischen Bevölkerung aus und werden meist als Wald- und Bergvölker beschrieben. In der Realität sind die meisten jedoch im gleichen Maße von der Arbeitsmigration betroffen wie andere DörflerInnen. Auch sie gelten zu mehr als 80 % als arm. Ihre Lebensweise als *forest dwellers* ist, wie Wienold an einer Fallstudie aus Andhra Pradesh zeigt (148 ff), vor allem von zwei Seiten her bedroht: durch die Einwanderung von im Rahmen der „Grünen Revolution“ reich gewordenen Landwirten aus den Oberkasten der Ebenen, die sich den traditionell dem Wanderfeldbau der Adivasi gewidmeten Boden aneigneten, um kommerzielle Landwirtschaft zu betreiben; und durch die großflächige Ansiedlung von Fabriken entlang der großen Flüsse, deren Wasser sie „benutzen und verschmutzen“. In beiden Fällen sanktionierte die Regierung entgegen den in der Verfassung festgeschriebenen Forst- und Waldrechten der Adivasi ihre Enteignung und rechtfertigte dies mit der Berufung auf eine Gesetzespraxis, die „Urkunden oder Papiere verlangt, wo es keine geben kann“ (140).

Das Buch von Wienold sollte vor allem all den Modernisierungsgläubigen als wirksames Antidot verschrieben werden, die Indien als *newly industrialized country* schon an der Schwelle zum Goldenen Zeitalter angekommen sehen. Die Fakten sprechen eine andere Sprache.

Gerhard Hauck

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v39i3.18>

Der Afghanistan-Konflikt in deutschen Publikationen Drogenflüge vom Hindukusch

Uwe Krüger: *Schadensfall Afghanistan – Ein Krieg und seine Folgen*. Bonn: Bouvier 2014, 324 Seiten

Rainer Buske: *Kunduz – Ein Erlebnisbericht über einen militärischen Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan im Jahre 2008*. Berlin: Miles-Verlag 2015, 220 Seiten

Stefan Köhler & Tom Zola: *Krieg in Afghanistan*. Duisburg: EK-2 2018, 86 Seiten

Florin Beerenkämper, Marcel Bohnert, Anja Buresch & Sandra Matuszewski: *Der innerafghanische Friedens- und Aussöhnungsprozess*. Berlin: Miles-Verlag 2016, 67 Seiten

Das Buch *Schadensfall Afghanistan* von Uwe Krüger könnte man zu Recht als eine minuziöse Beobachtung des Afghanistans-Konfliktes der letzten Jahre bezeichnen. Der Autor hat systematisch die Tagespresse, öffentlich-rechtliche Medien, Berichte und Presseagenturen ausgewertet. Die Fülle des Materials verführte ihn zu einer Art Detailverliebtheit, was auf Leser*innen zuweilen etwas ermüdend wirkt. Wenn